

Möchten Sie gern mit dieser Frau Weihnachten feiern?

Wir würden dazu raten, sofern die Vermieter nichts gegen Krach und krude Gäste haben: Der Kurzgeschichtenband „Abend im Paradies“ bestätigt Lucia Berlins Meisterschaft.

Von Jan Wiele

In einer Anthologie der krummen Weihnachtsgeschichten müsste Lucia Berlin ganz vorne stehen. Gleich zwei finden sich im vorliegenden Band. In der einen wird am Ende ein alter Schäfer, der nichts mit dem vorherigen Geschehen zu tun hatte, von einer vom Himmel fallenden Schinkenlieferung erschlagen, in der anderen bricht bei einer Schulweihnachtsfeier Streit unter Erwachsenen um die Geschenke aus, die eigentlich für die Kinder gedacht waren.



Lucia Berlin:
„Abend im Paradies“.
Storrs.
Aus dem Englischen
von Antje Rávik Strubel.
Kampa Verlag, Zürich 2019.
288 S., geb., 23,- €.

Die schlichten Titel, „Noël. Texas. 1956“ und „Noël. 1974“, deuten einerseits etwas Realistisches, Tagebuchhaftes an; durch das französische Wort für Weihnachten erzeugen sie bei einer amerikanischen Autorin aber auch die Erwartung einer festlich exquisiten Handlung, die bei der Lektüre ironisch gebrochen wird.

Die texanische Weihnachtsgeschichte wird erzählt von einer Frau, die vor ihrer Familie aufs Dach geflüchtet ist und nicht mehr herunterkommen will. Von oben blickt sie sarkastisch auf ihre „total verzogene Tochter“ und den eigenbrötlerischen Ehemann, der angeblich nur ihr zuliebe ein großes Familienfest geplant hat – und nun droht die bucklige Verwandtschaft aus Longview und Sweetwater zu kommen. „Die Sache ist, dass das alles Leute sind, die ich nicht einmal kenne, nie kennen möchte. Wegen dieser Leute habe ich ihn geheiratet, damit ich sie nie wiedersehen muss.“ Tiny, so wird die Erzählerin genannt, bleibt also oben, der Ehemann und sein Freund Rex verwickeln derweil ihren wohlthätigen Plan, jenseits der Grenze zu Mexiko über dem Elendsviertel von Juárez aus einem Kleinflugzeug milde Gaben für die Armen abzuwerfen, was auch gelingt – wäre da nur nicht besagter Schäfer, der leider ungünstig auf dem Feld steht.

Die zweite Weihnachtsgeschichte spielt im kalifornischen Oakland und keine zwanzig Jahre später, aber schon in einem ganz anderen Amerika. Wir blicken in eine Wohnung mit so vielen Bewohner, dass man leicht durcheinander-



Alte und Neue Welt, festgehalten von Vivian Maier vor der New Yorker Public Library: Diesen Gegensatz behandeln auch die Erzählungen von Lucia Berlin.

Foto Fotex

kommt. Hauptmieterin ist die Erzählerin Maggie mit ihren drei halbwüchsigen Söhnen. Der Vermieter weiß nur von zweien, darum muss einer sich verstecken, was schwierig wird, weil noch ein Freund aus New Mexico zu Besuch ist, der im Wohnzimmer auf dem Boden schläft. Dann kommt auch noch Tante Zelda dazu, die sich gerade von ihrem Mann getrennt hat

und auf Abenteuer aus ist, es allerdings kaum verkraftet, als sie erfährt, dass ihre Tochter lesbisch ist. Eine Nachbarin klingelt, um ein weihnachtliches Bad zu nehmen, und Maggies Lehrerkollegen kommen, weil sie einen Schüler hat durchfallen lassen: „Das ist herzlos, Maggie. Wie kannst du ein so lockeres Leben führen und eine derart strenge Lehrerin sein?“

Die Frage mit ihrem scheinbaren Gegensatz ist auf gewitzte Weise exemplarisch für die Dilemmata, in denen sich die Frauenfiguren der Autorin oft befinden. Wie wollen sie leben, welche Rolle sich geben? Lucia Berlin (1936 bis 2004) hatte in einer bewegten Biographie zwischen Süd- und Nordamerika, als dreimal verheiratete Mutter von vier Söhnen selbst

reichlich Gelegenheit, dieser Frage nachzugehen – und wir das Glück, ihre Antworten in fiktionaler und auch nichtfiktionaler Form (F.A.Z. vom 31. Juli) nachlesen zu können. Seit die zu Lebzeiten kaum Bekannte 2015, neu aufgelegt, zur Bestsellerautorin mit dem Band „A Manual for Cleaning Women“ wurde, ist eine Art Hype um sie ausgebrochen – völlig zu

Recht, denn ihre lakonische, witzige, aber auch knallharte Erzählweise ergänzt die bislang stark männerdominierte Literaturgeschichte der Short Story um eine bedeutende weibliche Stimme. Zwei Kurzgeschichtenbände von ihr auf Deutsch liegen bereits vor; komplementär zu dem zuletzt erschienenen Erinnerungsbuch „Welcome Home“ versammelt „Abend im Paradies“ nun Geschichten aus ihrer gesamten Werkspanne, mithin aus völlig verschiedenen kulturellen Sphären, die man schon den Titeln anhört: „Manchmal im Sommer“, „Lead Street, Albuquerque“, „Zeit der Kirschnüsse“, „Die Pony Bar, Oakland“, „La Barca de la Ilusión“, „Verloren im Louvre“.

Die vorliegende Auswahl ist auch deshalb so interessant, weil sie eine Evolution des weiblichen Selbstverständnisses abzubilden scheint. In den frühen Geschichten, die Lucia Berlin in Chile schrieb und die auch dort spielen (etwa „Andado: Ein Schauer Märchen“), ist noch von Anstandsdamen die Rede und von jungen Mädchen, deren viel ältere Männer ein von ihnen „völlig getrenntes gesellschaftliches Leben hatten“. In der Mitte des Bandes sehen wir eine junge Mutter in New York, deren ständig gleicher Tagesablauf bei der Betreuung ihres Kleinkindes sie verrückt macht und zu einer Wutattacke auf den perfektionistischen Postboten treibt (eigentlich gilt sie aber dem Ehemann), dann auch Frauen der Bohème, die frei über ihre Beziehungen bestimmen. In den besagten Weihnachtsgeschichten, also auf einem Terrain mit sehr traditioneller familiärer Rollenverteilung, verdichtet Berlin spielerisch bis sarkastisch ihre Kritik daran. In einer Kriminalgeschichte aus Mexiko schließlich rammt eine schwangere Frau einem Drogendealer ein Messer in den Bauch.

Die Härte mancher Geschichten steht jener Charles Bukowskis in nichts nach – wie bei ihm geht sie oft einher mit Alkoholisieren und anderen Süchten, die der Autorin selbst gut vertraut waren –, und diese Härte kann sich durchaus auch gegen Frauen richten.

Stilistisch hat Lucia Berlin aber auch noch ganz anderes zu bieten: Bisweilen wird es fast expressionistisch, wenn einer Krankenschwester ihre Patientin erscheint „wie ein Albinodinosaurier, eine Marmorkobra, ein magerstüchtiger Windhund“. Und Berlin beherrscht perfekt die Kunst des Weglassens: So entsteht eine oft rätselhafte Leerstellenprosa, die rezeptionsästhetisch sehr reizvoll ist.

Auf die eine oder andere Weise geht es in fast allen Erzählungen um weibliche Selbstbestimmung, ja Befreiung. Die allerletzte mit dem programmatischen Titel „Luna nueva“ beschreibt, wie eine bald achtzigjährige Mexikanerin, die noch nie das Meer gesehen und zuletzt jahrelang ihren nun verstorbenen Mann gepflegt hat, endlich zum Strand gelangt, sanft umspült von Wellen. „Sie sind jetzt weg“, sagt eine andere Frau da zu ihr – gemeint sind die Männer – „wir sind *liberated*.“ Auch Tiny, die Frau auf dem Dach unter dem texanischen Sternenhimmel zur Weihnacht, scheint das zu sein, sie hat eine Flasche Bourbon und ein kleines Radio, es geht ihr offenbar allein ganz gut. Aber dann kommen ihr doch die Tränen, als das Radio „Silent Night“ spielt.

In meinen gloriöseren Tagen bin ich ziemlich lunar gewesen

Eine Suchmaschine sollte man schon griffbereit haben: Der neue Gedichtband von Maren Kames möchte durch Musikzuspiel ergänzt werden.

Von Christian Metz

Letztlich gibt es nur zwei konkurrierende Vorstellungen davon, wie Poesie entsteht. Nach der einen entfaltet sie sich aus dem Schweigen. Indem sich aus der Stille zunächst ein einzelnes Wort erhebt, bevor es für einen Moment auf der Schwelle zum Dasein balanciert, um sich schließlich zum Satz zu entfalten. Dem anderen Konzept nach befindet sich die Poesie stets schon in einem Gespräch. Der Einsatz des eigenen Sprechens besteht in diesem Fall aus einem Einstimmen in einen Chor.

In ihrem neuen Band „Luna Luna“ versteht Maren Kames es meisterhaft, die Poetik des Einstimmens in eine eigene Formsprache umzusetzen. Eigenwillig schreibt sie sich in die lange Tradition der Mondbetrachtungen und -gesänge ein. „Luna Luna“ keimt aus Verdoppelung, aus Widerschein, aus Glanz des vorherigen Glanzens, aus indirektem Licht, wie es sich der Mond von der Sonne zu borgen scheint. Allerdings kehrt Kames das Verhältnis von Druckerschwärze und Mondlichtgedicht um. Auf den komplett schwarzen Seiten ihres Buches erleuchtet silberweiß ihre Mondscheinschrift.

Diese gut durchdachte Gestaltung macht jedoch noch nicht die Ästhetik von „Luna Luna“ aus. Maren Kames ist eine Hochrisiko-Poetin. Mit aller literarischen

Kraft überschreitet sie bestehende ästhetische Grenzen. Bereits in ihrem aufsehenerregenden Debüt „Halb Taube Halb Pfau“ von 2016 hat sie den Buchraum neu definiert, indem sie ihre Verse mit Hilfe von QR-Codes in digitale Soundclouds eingewoben hat. Und jetzt riskiert sie abermals ein literarisches Experiment. Das bestimmende Kompositionsprinzip dieses Buches ist eine versierte Technik der Überlagerung von Klängen, Bildern, Stimmungen und Stimmen.

Diese Besonderheit ihres Arbeitens erhält bereits beim Einsetzen von „luna luna“ Kontur. Das Buch beginnt mit einem Vers des Sängers Nick Drake: „pink, pink, pink, pink moon“, steht allein auf einer nachtdunkeln Doppelseite. Sie kennen den Song nicht? Kames rechnet damit, dass man ihr Buch liest, während man eine digitale Suchmaschine in greifbarer Nähe hat. Bei wem wäre das heute nicht der Fall? Und so signalisiert die isolierte Stellung des Verses: Nimm dir Zeit, verlasse das Buch, höre den Song, verliere dich in ihm wie im Mondlicht. Aber vorsichtig, denn die Naturerscheinung des pinkfarbenen Mondes steht sowohl für den einsetzenden Frühling als auch für den Einbruch des Wahnsinns.

Zweite Doppelseite, wieder nur ein Verspaar (es wird Seiten mit nur einem Wort geben). Es stammt von Janell Monáes Song „Pynk“. Auch hier gilt: nachhören. Oder besser: nachsehen, denn der Video-Clip gilt in den Vereinigten Staaten als revolutionär für die Selbstdarstellung schwarzer Frauen im Umgang mit ihrer Sexualität. So überlagert sich Drakes Mond-Pink mit Monáes Neuerung antinaiver Pink-Weiblichkeit. In diese Interferenz mischt sich Kames' Stimme ein, mit der frechen Ankündigung: „das wird super.“ Dann mit Kapitelüberschrift „scheiße und eiskalt“ und schließlich mit dem Rückblick: „in meinen gloriöseren Tagen bin ich ziemlich / lunar gewesen / und wahn-

sinnig rastlos, / in den gliedern krachend u griffig, / im wipfel wild, / es rauschte / ich genoss / und litt / zeitgleich“.

Sofort ist er da, der untrügliche Kames-Sound. Wobei direkt nach „bin ich ziemlich lunar gewesen“ eine weitere Einblendung folgt, und zwar von Annie Lennox' Song „No More I Love You's“.

Die ersten Verse erweisen sich als eine freimütige Überschreibung der am Fußende aufgeführten Verse: „I used to be a lunatic

from the gracious days.“ Drake, Monáe, Kames, Lennox – in der Art, wie Maren Kames ihre Verse viestimmig singen lässt, erzeugt sie eine emotional hochgeladene Stimmung.

So geht es immer weiter. Insgesamt 27 Songs unterschiedlicher Singer/Songwriter spielt Kames ein. Aus den Überlagerungen, Ipsafakten, Überschreibungen, Ausstülpungen, Einfaltungen, überraschenden Wendungen, kreativen Missver-

ständnissen oder einfach aus dem pulsierenden Rhythmus entfalten sich Stimmen und Figuren von Kames. Der böse Dämon „Sheitan“, der in „Luna Luna“ zur Gegenfigur einer stumm lächelnden Geisha avanciert, kommt durch die Geburt aus dem Song „Station“ der englischen Musikerin Lapsley zur Welt. Aber man muss sich den Song anhören, um diese Geburt aus der Musik mitzuerleben. So geht sie also, Kames' Poetik der Überlagerung und Grenzüberschreitung von der Poesie in die (Pop-)Musik. So präzise und leicht, so witzig und pointiert gearbeitet, dass sie noch den akribischsten Silbenzähler glücklich machen wird.

Doch wozu diese interferierende Viestimmigkeit? Kames' Mondphantasie besteht aus drei Akten. Im Fokus des ersten Aktes steht eine einzelne Figur. Sie teilt das Schicksal der Dachdecker aus Jakob van Hoddis' berühmtem Weltuntergangsgedicht: „circa in der Mitte bin ich entzwei gebrochen und nicht wieder heil geworden“. Diese Imagination lässt im Zusammenspiel mit Lennox' eingblendeten „No More I Love You's“ als das Ende einer Liebesbeziehung lesen. Wie in dem Song, so geht es auch bei Kames darum, dass sich mit der Liebe auch die Sprache der Liebe verliert. So dass der Einzelne eine ganz neue Gefühlssprache erlernen muss.

Nach der Liebe, auf der lunatischen Seite des Lebens, entwirft Kames aus der Überblendung der Liebeleid-Wahnsinns-Mondphantasien ihre eigene Gefühlstheorie: crazy, pink, absolut idiosynkratisch und doch mit dem Anspruch auf Allgemeinheit. Und so ist der Bruch auch nicht einfach nur Katastrophe und damit Schluss. Sondern vielmehr bildet er den Ausgangspunkt einer Entdeckungsreise. Denn wer nicht mehr ganz sein kann, der klebt sich einfach eine Pappmaché-Gans, klemmt sich den Fetisch vergangener Ganzheit unter den Arm, bindet sich ein Bärenfell auf den Rücken (statt sich einen Bären aufbinden zu lassen), steigt

in seinen Raumanzug und macht sich auf eine Reise: von der Fensterfront des Londoner Flughafens aus, mitten in einem Sprung (oder Riss?), bis hin zum finalen „sturz der ganzen maren auf ihre schnauze drauf“.

Im zweiten Akt „Krieg (wieso)“ faltet sich das Wahnsinns-Stück, angetrieben von den Einlassungen des ESA-Astronomen Detlef Koschny zu einem schier atemlosen (atemlos ist als Song gemeint) kosmischen Krieg aus. Überblendet wiederum von einer tosenden Liebesfarce zwischen einem Tyrannen und einem Soldaten. Bevor sie sich im dritten Akt „liebe (wohin)“ nach einer Engführung von Werner Herzogs herzerreißender Pinguin-Szene aus „Encounters at the End of the World“ zu einer Apotheose weiblicher Liebe wenden. Mehr darf man nicht verraten. Außer: Ja, „das wird super“, wie der Text sich noch einmal selbst bestätigt.

Wie oft ist in den vergangenen Jahren das Ende der Buchlesekultur beschworen worden? Doch „Luna Luna“ bietet die Möglichkeit eines ebenso erhellenden wie zukunftsöffnenden Leseerlebnisses. Sie können dem fulminanten Hörspiel zum Buch im Deutschlandfunk lauschen. Oder aber Sie nehmen sich ein paar Stunden Zeit, öffnen auf Kames' Mondschein-schimmer-Landschaft, legen ihr Handy neben sich und lassen sich auf das Wechselspiel von Songs, Videos und Lektüre ein. Vor wenigen Jahren wäre diese ästhetische Praxis noch unvorstellbar gewesen. Wie sagt das Alter Ego von Kames einmal so treffend: „ich hab mich davon gewundert.“ Wundern Sie sich davon mit diesem an Wundern vollen Buch.



Guter Mond, du gehst so stille? In Maren Kames' Lyrik ist mehr los.

Foto Ullstein

maren
kames
luna
luna

Maren Kames:
„Luna Luna“.
Secession Verlag, Zürich
2019. 108 S., geb., 35,- €.